

SILVIA
STOLZENBURG

FEUER
SPUR

Weltbild

Feuerspur

Die Autorin

Silvia Stolzenburg, Jahrgang 1974, studierte Germanistik und Anglistik an der Universität Tübingen. Im Jahr 2006 erfolgte die Promotion über zeitgenössische Bestseller mit Abschluss Dr. phil., in dieser Zeit reifte auch der Entschluss, selbst Romane zu verfassen. Silvia Stolzenburg arbeitet als Vollzeitautorin, sie lebt mit ihrem Mann auf der Schwäbischen Alb.

Silvia Stolzenburg

Feuerspur

Kriminalroman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2018 by Silvia Stolzenburg
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019
by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Autoren- und Projektagentur
Gerd F. Rumler (München)
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Jag_cz, © Valentin Agapov)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-169-9

2022 2021 2020 2019

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für Effan – meinen Sonnenstrahl

Stuttgart, Oktober 2017

»Treten Sie zurück!«

»Machen Sie Platz! Weg da!«

»Hören Sie nicht? Sie sollen Platz machen!«

Im Schein der Flammen und des Blaulichts wirkten die Feuerwehrleute beinahe wie Außerirdische. Während sie aus ihren Fahrzeugen sprangen, um Standrohre an Hydranten zu setzen und sich die Atemschutzmasken anzulegen, wich der Beobachter nur widerwillig zurück. Die Hitze des Feuers war selbst aus der Entfernung zu spüren, schien sich wie ein Mantel um ihn zu legen. Die Flammen schlugen bis in den Himmel, züngelten im Wind und leckten nach den zusammenlaufenden Gaffern. Immer wieder schossen Funkenfontänen in die Luft.

»Schafft die Leute weg!«, brüllte einer der Feuerwehrleute. Er war mit einem Schlauchtragekorb und einer Axt bewaffnet und sprach hektisch in sein Funkgerät. Die gelben Streifen seiner schwarzen Schutzausrüstung reflektierten grell das Licht der Fahrzeuge und des Feuers.

Während mehrere Streifenwagen heranrasten, positionierte die Feuerwehr die Löschfahrzeuge so, dass der Löschangriff auf die brennende Villa von zwei Seiten gleichzeitig erfolgen konnte. Sobald Leitungen an den Standrohren bei den Hydranten angebracht waren, befestigten die Männer die eigentlichen Löschschräume daran. Die Drehleiter wurde ebenfalls

in Position gebracht – bei den Fenstern im Obergeschoss, aus denen dicker schwarzer Rauch quoll. Mehrere Feuerwehrleute liefen hinter das Gebäude und schienen mit dem Einsatzleiter vor dem Haus in Kontakt zu stehen. Erst nachdem ein weiterer Mann durch eines der Fenster im Erdgeschoss einen Blick in das Gebäude geworfen hatte, gab der Leiter den Einsatzbefehl. Daraufhin rannte ein Angriffstrupp auf die in Flammen stehende Villa zu und begann, die Tür aufzubrechen.

»Passt auf, dass es nicht durchzündet!«, hörte der Beobachter den Einsatzleiter rufen. Neben ihm stand ein Feuerwehrmann mit etwas, das aussah wie eine Wärmebildkamera.

»Siehst du was?«, fragte eine Frau, die gerade erst aus einem Rettungswagen gestiegen war. Der Uniform nach zu urteilen, handelte es sich bei ihr um eine Notärztin.

»Nichts. Halt dich aber trotzdem bereit«, gab der mit der Kamera zurück.

Während der Angriffstrupp die Tür zertrümmerte und einen Smoke-Stopper-Vorhang in den Rahmen klemmte, machte sich die Notärztin an einer Trage zu schaffen.

Hinter dem Beobachter hustete jemand.

»Sie sollen zurücktreten!«, schimpfte einer der Streifenbeamten, die inzwischen damit begonnen hatten, die Villa weiträumig mit rot-weißem Plastikband abzusperren. »Hier können Gebäudeteile einstürzen!«

»Ist doch voll cool!«, krakeelte ein Bengel mit einem Smartphone, das er in die Luft hielt, um alles zu filmen.

»Lass das!«, blaffte ihn der Polizist an.

»Ich mach, was ich will«, gab der Junge zurück, wick aber

sicherheitshalber einen Schritt zurück, als der Beamte ihn grimmig anstarrte.

»Riechst du das?«, fragte ein zweiter Teenager den mit dem Handy. Er schnupperte in der Luft herum.

»Stinkt nach Plastik«, gab der Junge mit dem Smartphone zurück. Er tippte hektisch auf dem Display herum, vermutlich, um die Bilder von dem Brand mit seinen Freunden zu teilen.

»Es riecht nach Gras«, zischte der andere.

»Quatsch!«

»Doch.«

Der Beobachter zog sich weiter in die Menge zurück, als sich Kriminalbeamte zu den Streifenpolizisten gesellten und begannen, die Zuschauer zu fotografieren und zu filmen. Er wusste ganz genau, wie bei einem Brand in dieser Größenordnung vorgegangen wurde. Auf keinen Fall wollte er, dass man ihn erkannte oder sein Gesicht in einer Datenbank auftauchte. Er zog sich die Baseballmütze tiefer ins Gesicht, dann verdrückte er sich an den Rand der Mensentraube. Während die losen Enden des Absperrbandes im Wind flatterten, lauschte er auf die Geräusche des Feuers.

Das Tosen der Flammen war so laut, dass es trotz der Sirenen und des Gebrülls der Feuerwehrleute zu hören war. Immer wieder barsten Dachbalken und spuckten mit einem Fauchen Funken in die Luft. Der Qualm war so dicht, dass man ihn vermutlich kilometerweit sehen konnte, obwohl der Tag trüb und diesig gewesen war. In einer halben Stunde würde die Sonne untergehen, dann würde nur noch das Feuer die Nacht erhellen.

»Verdammt! Flashover!«, quäkte es hektisch aus einem der Funkgeräte.

Kurz darauf barsten im ersten Obergeschoss die Scheiben und mehrere Stichflammen schlugen nach draußen.

»Jemand verletzt?«, schrie der Einsatzleiter.

Die Antworten aus dem Funkgerät gingen unter, als ein Teil des Dachstuhls mit ohrenbetäubendem Getöse in sich zusammenbrach.

Das Inferno war vollkommen.

Mit einem letzten Blick auf sein Werk wandte sich der Beobachter wenn auch schweren Herzens ab, um vom Ort des Geschehens zu verschwinden. Er wäre gern noch geblieben, um jeden Moment auszukosten, aber das Risiko war zu groß.

Der Rauch war überall. Erstickend kroch er in Mund und Nase des sechsjährigen Mädchens, raubte ihm den Atem und ließ es hustend zusammenbrechen. Die Kleine rang nach Luft und versuchte, in dem dunklen Zimmer etwas zu erkennen, doch sie konnte nicht einmal ausmachen, wo sich die Tür befand. Das Rauschen des Blutes in ihren Ohren übertönte alle anderen Geräusche, nur die panischen Schreie ihres Bruders drangen zu ihr vor.

»Tiiiiiiiiiiiiina!«, kreischte er immer wieder. »Hilf mir!«

Mit tränenden Augen tastete sie sich durch den Raum, stieß gegen eine Tischkante und stolperte über die Legoburg, die sie mit ihrem Bruder gebaut hatte. Ihre nackten Füße traten auf etwas Scharfkantiges, aber sie spürte den Schmerz kaum. »Matze! Wo bist du?«, schrie sie, heiser vom Rauch. Er musste doch irgendwo sein! Hatte sie nicht extra die Tür zu seinem Zimmer offengelassen, damit die Geister sich nicht einfach zu ihm schleichen konnten? Sie fiel über einen kleinen Stuhl und schlug lang hin. »Oma«, wimmerte sie, rappelte sich mühsam auf und versuchte wieder, gegen den Hustenreiz anzukämpfen. Inzwischen schmerzte jeder Atemzug, und mit jedem Schritt nahm das Schwindelgefühl zu. »Lieber Gott, hilf mir doch!«, flehte sie, auch wenn sie nicht sicher war, ob Gott auch für die bösen Kinder da war. »Bitte, bitte, bitte, bitte!« Weinend suchte sie weiter nach der Wand, einer Tür, irgendetwas, an dem sie sich entlangtasten konnte, um endlich aus dem Zimmer zu fliehen.

Vor ihr züngelten Flammen über den Boden und schnitten ihr den Weg ab.

»Tina!«

»Matze!« Sie schluchzte erleichtert auf, als ihre Hände endlich eine Wand fanden und einen Lichtschalter ertasteten.

Nichts geschah, als sie ihn drückte.

Im Schein des Feuers, das sich immer weiter in den Raum fraß, sah sie eine undurchdringliche Rauchwand. Dahinter schien sich etwas zu bewegen, weshalb sie ihre letzten Kräfte zusammenraffte, um darauf zuzutaumeln. Sie hatte den Schemen schon fast erreicht, als Glas splitterte und die Flammen plötzlich auf sie zurasten. Ehe sie reagieren konnte, griff das Feuer nach ihrem Nachthemd.

»Tiiiiiiiiiiiiina!«

Mit einem Keuchen fuhr Tina Baumann aus dem Schlaf hoch. Der Schrei ihres Bruders gellte immer noch in ihren Ohren, und es dauerte einige Augenblicke, bis sie begriff, wo sie war. Durch das Fenster ihres Schlafzimmers fiel das Licht der Neonreklame von gegenüber herein. Neben ihr schnarchte ihr Freund Tom Heinecker. Obwohl es kühl im Raum war, lag sie schweißgebadet da. Der Geschmack von Rauch und Feuer schien in ihrer Kehle und ihrer Nase zu stecken, und sie rieb sich die brennenden Augen. Ihr Herz raste. Während ihre Hände unbewusst nach ihren Schienbeinen tasteten, um die alten Narben zu massieren, schielte sie auf die Uhr. 04:50. Der Wecker würde erst in einer Stunde klingeln, allerdings wusste sie aus Erfahrung, dass nach diesem Traum nicht mehr an Schlaf zu denken war.

Erleichtert hörte sie, wie Tom sich mit einem weiteren Schnarchen auf die Seite drehte und weiterschlieft. Seit einigen Wochen hatte sie wieder diese verdammten Albträume, die dafür sorgten, dass sie immer dünnhäutiger wurde. Erst gestern Abend hatte sie Tom angeschnauzt, als er beim Grillen auf der Terrasse Öl ins Feuer gekippt hatte, um sein Steak auf offener Flamme zu rösten.

»Hör auf damit!«, hatte sie ihn angefahren. »*Du* solltest doch wirklich wissen, was das für Folgen haben kann.«

Er hatte sie ignoriert und weiter mit dem Steak herumhantiert, bis ihr der Kragen geplatzt war und sie die Flammen mit Bier gelöscht hatte.

»Was soll das denn?«

»Ich will keiner von deinen Fällen werden!«, hatte Tina gefaucht.

»Das ist nicht gefährlich. Das macht man so.«

»Das sagen alle. Und dann geht's in die Hose.« Da ihr der Appetit vergangen war, hatte sie die Hälfte ihres karibisch marinierten Lammspießchens liegenlassen und war vor den Fernseher geflüchtet.

Zwar hatte Tom sich wenig später auf dem Sofa an sie gekuschelt, doch der Vorfall hatte Tina wütender gemacht, als es sonst der Fall gewesen wäre. Sie war über das, was vor sechsundzwanzig Jahren passiert war, hinweg. Jedenfalls hatte sie sich das immer wieder mehr oder weniger erfolgreich eingedet. Bis einer ihrer Kollegen in der Kriminaltechnik vor Kurzem in Rente gegangen war und ihr Chef die Idee gehabt hatte, dass Tina in Zukunft für Brandorte zuständig sein sollte. Sie setzte sich mit einem leisen Stöhnen auf und rieb sich die schmerzenden Schläfen. Wie gerädert fühlte sie sich.

Während sie versuchte, die furchtbaren Erinnerungen in einem abgelegenen Kämmerchen ihres Verstandes wegzuschließen, warf sie die Decke zurück und schwang die Beine aus dem Bett. Es half alles nichts. Wenn sie im Dunkeln lag und an die Decke starrte, bis der Wecker endlich klingelte, würde sie mit Sicherheit verrückt. So leise wie möglich suchte sie ihre Kleider zusammen und schlich aus dem Zimmer, um sich unter die heiÙe Dusche zu stellen. Dann rubbelte sie ihre kurzen rotblonden Locken mit einem Handtuch trocken und starrte in den angelaufenen Spiegel. Irgendwie wirkte sie in letzter Zeit käsig. Vermutlich lag es daran, dass die Sommersprossen auf ihrer Nase allmählich verblassten. *Oder daran, dass du nicht genug schläfst*, dachte sie. Sie wischte den Spiegel sauber, sah sich einen Moment tief in die graublauen Augen und schlüpfte schließlich in Jeans und ein weißes Männerhemd, ihre Lieblingskluft. Dann tapste sie in die Küche. Nachdem sie das Licht über der Anrichte eingeschaltet hatte, hantierte sie mit der Kaffeemaschine und fing an, Obst zu schneiden. Einem Apfel folgten eine Banane, Ananas, Melone und eine überreife Mango.

»Wieso bist du denn schon wach?«

Tina hätte sich vor Schreck beinahe in den Finger geschnitten. Ohne, dass sie es bemerkt hatte, war Tom im Türrahmen erschienen. Er blinzelte sie mit kleinen Augen an und fuhr sich gähmend durch die dunklen Haare, die an den Schläfen allmählich grau wurden.

Tina legte das Messer zur Seite und verteilte das Obst auf zwei Schalen. »Auf der Straße war Krach«, log sie. »Da bin ich aufgewacht.«

Tom schüttelte den Kopf, ließ sich auf einen Küchenstuhl fallen und spielte mit einer Postkarte, die dort lag.

Tina unterdrückte ein Stöhnen. Noch so eine Baustelle, um die sie sich kümmern musste. In knapp zwei Wochen hatte ihre Mutter einen runden Geburtstag. Und wie immer machte sie ein Wahnsinnstheater darum, trommelte die ganze Familie zusammen und organisierte alles wie ein Generalfeldmarschall.

»Bist du immer noch sauer wegen dem Steak?«, fragte Tom. Er stützte das Kinn in die Hände und kratzte an seinen Bartstoppeln.

»Nein«, gab Tina zurück. »Ich ...« Sie wusste nicht, wie sie ihm erklären sollte, was an ihr nagte. Bisher hatte sie das Thema vermieden, obwohl sie schon fast ein halbes Jahr in dieser Wohnung in Bad Cannstatt zusammenlebten. Irgendwie war sie immer ausgewichen, wenn er sie nach den Narben an ihren Beinen gefragt hatte. Ein Feuer, Ungeschicklichkeit, mehr hatte sie ihm nicht erzählt. Schon oft hatte sie sich gefragt, ob ihr ausweichendes Verhalten an seinem Job als Brandermittler bei der Kripo in Stuttgart lag. Vermutlich hatte sie Angst davor, dass er ihr die Schuld geben würde für das, was passiert war. Wie ihre Mutter. Obwohl ihre Mutter immer darüber geschwiegen hatte, ließ sie Tina auf subtile Art und Weise spüren, dass sie ahnte, was passiert war. Allerdings hatte sie das Thema nie angesprochen, weshalb Tina die Schuld seit fast drei Jahrzehnten mit sich herumtrug. Sie war die Ältere, sie hätte auf ihren Bruder aufpassen müssen.

»Geh duschen«, sagte sie, mied seinen Blick und suchte im Schrank nach dem Müsli. Als sie den Stuhl über die

Fliesen kratzen hörte, atmete sie erleichtert auf. Nach dem Traum fühlte sie sich emotional wund. Jedes Mal spürte sie die Panik so, wie sie sie mit sechs Jahren gespürt hatte. Die Todesangst, die Schreie ihres Bruders, das Feuer ... Alles war so lebendig, als wäre es erst gestern passiert.

Sie schüttete das Müsli in die Schalen, holte Milch aus dem Kühlschrank und machte Kaffee. Dann setzte sie sich an den Tisch und schob die Einladung zum Geburtstag ihrer Mutter unter eines der Platzdeckchen.

Obwohl sie alles versuchte, um nicht wieder ins Grübeln zu geraten, kehrten ihre Gedanken zurück zu dem Tag, an dem sie beinahe ihren Bruder, ihre Großmutter und ihren Großvater umgebracht hätte. Und sich selbst.

»Mit dem Licht einer Laterne im Fenster hat man früher die bösen Geister ferngehalten«, hatte ihr Opa Tina und Matze, ihrem ein Jahr jüngeren Bruder, erzählt.

»Wirklich?« Matzes Augen hatten geleuchtet.

»Wirklich.«

»Warum hat dann nicht jeder eine Laterne?«, hatte Matze wissen wollen.

»Weil die Leute es vergessen haben. Alles wird vergessen, früher oder später.«

»Aber du hast es nicht vergessen.«

Der Opa hatte gelacht.

Da sie wussten, dass sie sich auf das Wort ihres Opas verlassen konnten, hatten Tina und Matze noch am selben Abend eine Laterne aus Papier gebastelt, eine Kerze aus der Küche gemopst und das Licht auf die Fensterbank im Keller gestellt – dort, wo angeblich das Schlupfloch für die bösen Geister war. Plötzlich hatten ihnen die Geschichten von Nachtschraten,

Geistern und Hexen aus dem dicken Märchenbuch nicht mehr so viel Angst gemacht. Nach dem Vorlesen hatte Opa sie ins Bett gebracht. Doch irgendwann spät in der Nacht war Tina vom Geruch des Feuers aufgewacht.

Sie fuhr sich mit den Händen übers Gesicht und schüttelte die Erinnerungen ab. Niemand war gestorben. Zwar war Matze eine Zeitlang mit einer Rauchvergiftung im Krankenhaus gelegen. Aber das meiste hatte Tina selbst abbekommen. Ihre Oma und ihr Opa hatten keine Ahnung, warum ihr Haus ausgebrannt war, da die Feuerwehr in dem winzigen Dorf in Sachsen-Anhalt von einem Kurzschluss ausgegangen war. Tina und Matze hatten sich gegenseitig geschworen, keinem Menschen etwas zu verraten, und an dieses Versprechen hatten sie sich bis heute gehalten.

Tina schob die Einladung ihrer Mutter noch weiter unter das Platzdeckchen. Zum Glück hatte es in ihrem Heimatdorf keinen Brandermittler wie Tom gegeben. Der hätte Matze und ihr die Lüge an der Nasenspitze angesehen.

»Mann, hab ich schon wieder Hunger!« Mit nassen Haaren, nur mit T-Shirt und Shorts bekleidet, ließ Tom sich wenig später auf seinen Stuhl fallen und goss Milch in sein Müsli. Während er sein Frühstück in sich hineinschaufelte, pickte Tina nur das Obst aus ihrer Schale und zwang sich, die Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen. Sie hatte weder die Zeit noch die Nerven, sich immer wieder mit dem zu martern, was längst vorbei und nicht mehr zu ändern war.

Als sie um kurz vor sieben auf den Parkplatz der »Hahma«, des Polizeipräsidiums in der Hahnemannstraße am Pragsattel, fuhren, war Tina froh, dass sich ihre Wege kurz hinter dem Drehkreuz trennten. Während Tom sich auf den Weg in den ersten Stock machte, wo die Brandermittler und die Beamten des DII, des Dezernats für Todesfallermittlungen, ihre Büros hatten, nahm Tina den Lift ins zweite Obergeschoss. In dem ehemaligen Krankenhausgebäude roch es an manchen Tagen immer noch leicht nach Desinfektionsmitteln. Obwohl draußen die Sonne schien, flackerten die Neonröhren an der Decke und tauchten den Flur mit seinem grauen PVC-Boden in ein grelles Licht. Ohne die blaugestrichenen Türrahmen und die Kübelpflanzen am Ende des Korridors wäre der Eindruck der Sterilität überwältigend gewesen. Vorbei am Spusi-Raum und dem Männerklo, an dessen Tür ein Spaßvogel ein Schild mit der Aufschrift »Oase des Erbarmens« gehängt hatte, ging Tina zu ihrem Büro. Dort versank im Gegensatz zu dem kahlen Korridor alles in erfrischendem Chaos. Ihr Kollege hatte die Wände neben seinem Schreibtisch mit Fotos von sich und seinem Motorrad gepflastert, und wie immer war alles mit Akten zugemüllt. An Tinas Arbeitsplatz herrschte dagegen beinahe Ordnung, obwohl auch sie allerhand Zeug herumliegen hatte. Unter anderem stapelten sich ein paar Tüten mit altem Brandschutt in ihrem Ausgangskorb und warteten darauf, ins Archiv gebracht zu werden. Auf dem Aktenschrank

neben der Tür welkten zwei Efeus vor sich hin, da weder Tina noch Stefan, ihr Kollege, daran dachten, die Pflanzen zu gießen. Tina blinzelte, weil die Sonne sie blendete, ging zum Fenster und schloss die Jalousie.

»Bist wohl spät ins Bett gekommen«, bemerkte Stefan mit einem Grinsen. Sein jugenhaftes Gesicht wirkte rosig, der blonde Vollbart perfekt gestutzt. Da das Haar auf seinem Kopf allmählich dünn wurde, hielt er es raspelkurz. Seit Neuestem trug er eine schicke Hornbrille, die ihm vermutlich seine Freundin aufgeschwatzt hatte. Er war zwei Jahre jünger als Tina, hatte erst vor Kurzem seinen dreißigsten Geburtstag mit den Kollegen gefeiert.

»Klar, war ne wilde Party«, gab Tina trocken zurück.
Stefan lachte.

Tina setzte sich auf ihren Schreibtischstuhl und schaltete den Rechner ein. »Irgendwas Dringendes?«, fragte sie.

»Ich bin auch gerade erst gekommen«, entgegnete Stefan. Er warf ihr einen fragenden Blick zu. »Wolltest du dich nicht um die Inventarliste für den Brandbus kümmern?«, fragte er scheinheilig.

Tina stöhnte. Das hatte sie vollkommen vergessen. In einem Anfall von Dämlichkeit hatte sie beim letzten Spusi-Meeting versprochen, endlich Ordnung in die Ausrüstung zu bringen. Es stank ihr gewaltig, dass die anderen Kriminaltechniker alles immer nur in die Koffer oder Schränke pfefferten, ohne auf ein Mindestmaß an Ordnung zu achten.

»Geh schon, ich halte hier die Stellung«, ermunterte Stefan sie.

»Wie großmütig von dir«, brummte Tina, starrte einige

Augenblicke auf den hochfahrenden Computer und erhob sich schließlich.

»Was du heute kannst besorgen ...«, scherzte Stefan.

Tina warf ein Paar Nirtillhandschuhe nach ihm. Dann zog sie einen alten Fleecepullover an, der an einem Haken an der Tür hing, und verließ das Büro.

Auf dem Weg zum hinteren Treppenhaus kam sie am Labor vorbei. Sie steckte den Kopf hinein. Einer ihrer Kollegen war damit beschäftigt, mit dem Magnetrührer neues Ninhydrin zu mischen. Ein anderer legte Spurenräger in einer Schale mit derselben Flüssigkeit ein, befestigte die Beweisstücke an Klammern und hängte sie in den Klimaschrank rechts neben der Spüle des Labors. Dann schloss er die Tür und schaltete das Gerät ein. In ein bis zwei Tagen würden die Fingerabdrücke auf der Oberfläche der Spurenräger sich violett verfärben und für das bloße Auge sichtbar werden. Beide Kollegen steckten in weißen Laborkitteln und Handschuhen.

»Morgen«, begrüßte Tina sie.

»Hi.«

»Ich bin beim Brandbus, falls mich jemand sucht«, informierte Tina die beiden.

»Alles klar. Viel Spaß«, murmelte der Techniker am Magnetrührer. »Blacky ist noch nicht da.« Damit meinte er Elias Schwarz, Tinas Chef.

»Wisst ihr, ob was Dringendes ansteht?«, fragte Tina in der Hoffnung, sich vor der Inventur drücken zu können.

Der Mann, der die Spurenräger in den Klimaschrank gehängt hatte, zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

»Wenn es was Dringendes gäbe, wäre Blacky schon da.«

Tina verzog das Gesicht. Dann eben doch der blöde Brandbus. Sie ließ die beiden allein und ging die Treppen hinab zu der Tür, die auf den Hof hinter der Dienststelle führte. Dort, am Fuß eines großen Weinberges mit feurig leuchtendem Herbstlaub, befanden sich die Garagen, in denen der Tatortwagen und der Vito mit den Brandutensilien standen. Die anderen Dienstwagen parkten kreuz und quer auf den eingezeichneten Parkplätzen, einige noch mit dem Magnetblaulicht auf dem Dach. Obwohl die Sonne inzwischen aufgegangen war und von einem strahlend blauen Himmel lachte, ließ der kalte Wind Tina frösteln. Sie öffnete das Rolltor der Garage und schloss den silbernen Vito auf. Wegen der schmutzigen Arbeit an den Brandorten war er in einen Weißbereich im vorderen Teil und einen Schwarzbereich im hinteren Teil getrennt.

In den vier Schränken des Weißbereichs befanden sich, unter anderem, mehrere Wannen, eine Klappleiter, Siebe, ein Standrohr mit Hydrantenschlüssel, Absperrband, Amtssiegel, Verbandskästen, ein Leichentuch, Spurensicherungskoffer, Einweganzüge, Öljacken und Arbeitshandschuhe. Außerdem enthielt dieser Bereich ein Elektro-Schweißgerät, eine Tasche mit Atemvollschutz und Helmgebläse, Halogenstrahler, einen Akkuschauber und den PID, ein kleines Messgerät zur Spurensicherung. Mit diesem PID, dem Photoionisations-Detektor, der auf flüchtige Kohlenwasserstoffe kalibriert war, ließ sich feststellen, ob Spuren von Brandbeschleuniger vorhanden waren. Vor jedem Einsatz musste das Gerät mit einem Gläschen Campher getestet werden, um sicherzustellen, dass es einwandfrei funktionierte.

Lustlos zählte Tina sämtliche Tüten, Kästen und Koffer durch, trug alles in eine Liste ein und schloss eine halbe Stunde später mit einem Stöhnen die Schiebetür. Von der geduckten Haltung im Inneren des Brandbusses tat ihr der Rücken weh, und spannend war der dämliche Job nun wirklich nicht. Nachdem sie sich kräftig gestreckt und gedehnt hatte, öffnete sie den Kofferraum, um die langweilige Prozedur im Schwarzbereich zu wiederholen. In den Kisten, Koffern und Regalen befand sich all das, was man zum Durchwühlen des Brandschutts benötigte. Spaten, Schaufeln, Hacken, Besen, Handfeger und ein Brecheisen teilten sich den Platz mit zwei Kabeltrommeln, einem Notstromaggregat und einer großen LED-Leuchte, die den Spitznamen »Panzerfaust« trug. Neben dem Großwerkzeug standen weitere Spurensicherungskoffer und eine Box mit Kleinwerkzeug.

Tina war gerade dabei, sich durch die zahllosen Brandschutt-Tüten, Filter, Spurenaufkleber, Kreiden und Pinzetten zu wühlen, als Tom in die Garage geschnauft kam.

»*Hier* bist du!«, keuchte er. Offensichtlich war er über den Hof gerannt.

Tina richtete sich auf, wischte sich die schmutzigen Hände an ihrem Fleecepullover ab und sah ihn fragend an. »Was ist los?«

»Wir haben einen Fall. Ein Gebäudebrand letzte Nacht. Die Anzeige vom Streifendienst kam gerade bei uns rein. Scheint sich entweder um fahrlässige oder um vorsätzliche Brandstiftung zu handeln. Ich fahr mit Karlheinz hin. Dein Chef meinte, ich soll Stefan und dich gleich mitnehmen.«

»Na, prima«, brummte Tina. War ja klar, dass sich keiner der anderen um die Drecksarbeit schlug.

»Fotos und Aussagen von Feuerwehr und Polizei sind auf dem Server. Schaut euch alles an, wir treffen uns in einer halben Stunde hier.« Bevor Tina protestieren konnte, trabte Tom zurück zum Hauptgebäude.

Tina versuchte, das Beschleunigen ihres Herzschlages zu ignorieren. Hör auf mit dem Scheiß!, befahl sie sich. Das Feuer war gelöscht, der Brandort von der Feuerwehr freigegeben. Nichts konnte passieren. Sie musste endlich damit aufhören, bei jedem dieser verfluchten Fälle wieder zu einer verängstigten Sechsjährigen zu mutieren! Mit einer energischen Bewegung knallte sie die Hecktüren des Vito zu und machte sich auf den Weg zurück in ihr Büro.

Eine Viertelstunde später war Tina im Bilde. In der vergangenen Nacht war eine Villa in der Nähe des Schelmenwassens beinahe vollständig abgebrannt. Die Bilder von Feuerwehr und Polizei zeigten ein großes Grundstück inmitten einer gutbürgerlichen Wohngegend. Außerdem zahlreiche Gaffer und ein Ausmaß der Verwüstung, das der Besitzerin vermutlich die Tränen in die Augen trieb. Die Frau war bei dem Brand nicht zu Hause gewesen, wie den Befragungsprotokollen zu entnehmen war. Anscheinend war das Feuer relativ lange unbemerkt geblieben, da die Villa von hohen Bäumen umgeben war.

»Mann, das muss aber doch mächtig gequalmt haben«, stellte Stefan fest, der die Berichte ebenfalls überflog. »Wenn das keine Brandstiftung war, fresse ich einen Besen.«

»Ein Kurzschluss war's vermutlich nicht«, stimmte Tina ihm zu. »Sonst wäre es wohl kaum zu einem solchen Vollbrand gekommen.« Sie scrollte durch die Anzeige. »Anscheinend ist die Feuerwehr auf Sicht angefahren.«

»Denkst du, die Besitzerin hat was damit zu tun?«, wollte Stefan wissen. »Der Unterhalt von so einem Ding ist bestimmt nicht ganz billig. Wäre ja nicht das erste Mal, dass jemand auf diese Weise versucht, seinen alten Kasten an die Versicherung zu verkaufen.«

Tina blies die Wangen auf. »Keine Ahnung. Kann schon sein. Aber das herauszufinden ist nicht unser Job, sondern der der Ermittler.«

Stefan tippte mit dem Finger auf seinen Monitor. »Hier steht, dass ein paar von den Zeugen behauptet haben, es hätte nach Cannabis gerochen.«

»Vermutlich hat einer der Gaffer gekiffte«, gab Tina zurück. Sie schaltete ihren Computer aus und erhob sich. »Komm jetzt. Umziehen.«

»Ich fotografiere, du gräbst«, sagte Stefan auf dem Weg zur Tür.

Tina zog die Brauen hoch. »Das kannst du vergessen. Ich hatte schon mit dem Brandbus die Arschkarte heute. *Du* gräbst!«

Stefan zog einen Schmollmund, lachte jedoch, als er Tinas bösen Blick sah. »Schon gut«, wiegelte er ab. »Meinetwegen. Macht mir nichts aus.«

»Dann sind wir uns ja einig.«

Sie gingen ins Erdgeschoss, wo Tina im Umkleideraum für die Technikerinnen verschwand. In dem kleinen Kabuff zwischen Kantine und Führungsbereich gab es eine Dusche, eine Waschmaschine, mehrere Spinde und einen Wäscheständer. Da die giftigen Stäube der Brandorte die Haut angriffen und sich in der Kleidung festsetzten, waren eine gründliche Wäsche und eine Dusche nach jedem Außeneinsatz ein Muss. Nachdem Tina in einen blauen Baumwolloverall geschlüpft war, zog sie ihre Feuerwehrstiefel an. Danach packte sie eine Halbatemschutzmaske mit AP3-Filter, einen Feuerwehrhelm mit Nackenschutz und Arbeitshandschuhe in eine große Tasche. Nachdem sie sich die Tasche umgehängt hatte, schnappte sie sich ihren Fotokoffer und machte sich auf den Weg zum Brandbus.

Dort warteten schon Stefan, Tom und einer seiner Kollegen, ein alter Brummbar, der bald in Rente gehen würde.

»Na, sitzt das Make-Up?«, stichelte Stefan.

»Würdet ihr eure Klamotten ordentlich aufhängen und nicht bloß in die Ecke pfeffern, wärt ihr auch nicht so schnell«, schoss Tina zurück. »Ich wundere mich jedes Mal, dass ihr in dem Schweinestall überhaupt was findet.«

Die drei Männer tauschten vielsagende Blicke.

Tina ignorierte sie, öffnete den Vito und stellte ihre Tasche und den Fotokoffer in den Weißbereich. »Geht's los?«, fragte sie, als die drei keine Anstalten machten, sich zu bewegen.

»Ja ja«, brummte Karlheinz, Toms Kollege.

»Wir treffen uns am Brandort«, sagte Tom. »Die Adresse habt ihr, ja?«

Tina nickte. »Stand in der Anzeige.«

»Alles klar. Bis dann.«

Als die beiden Brandermittler sich abwandten, um in einen der C-Klasse-Dienstwagen zu steigen, klingelte Tinas Handy. Ein Blick aufs Display ließ sie die Augen verdrehen. Ihre Mutter. »Du fährst.« Sie warf Stefan den Schlüssel zu und nahm den Anruf entgegen. »Ich kann jetzt nicht reden«, sagte sie ohne Begrüßung. »Wir sind auf dem Weg zu einem Brandort.«

»Warum rufst du mich nie zurück?«, nörgelte die Stimme ihrer Mutter. »Ich versuche seit Tagen, dich zu erreichen. Du hast mir immer noch nicht gesagt, ob du mit oder ohne Tom kommst.«

Tina spürte Ärger in sich aufsteigen. Ihre Mutter ging offenbar einfach davon aus, dass sie Zeit hatte, einen ganzen

Tag lang ihren Geburtstag zu feiern. Manchmal kam ihr das Theater vor wie im Kindergarten. Ihr eigener Geburtstag war ihr vollkommen egal; dass man sich so wichtig nehmen konnte, hatte sie nie verstanden. »Ich weiß es noch nicht ...«, hob sie an. »Wir stecken mitten in einem Fall.«

»Ach, du hast nie Zeit!« Es klang anklagend. Als Tina nichts erwiderte, sagte ihre Mutter: »Du musst mit Matze reden.«

»Wieso?«, fragte Tina scharf. Sie stieg in den Vito und schnallte sich an. Stefans neugierigen Blick ignorierte sie.

»Weil er meine Anrufe ständig abwürgt«, beschwerte sich ihre Mutter.

»Vermutlich vergisst er einfach, zurückzurufen«, sagte Tina.

»Nein. Er würgt mich ab!«

»Hast du Julian auch eingeladen?«, wollte Tina wissen.

Das Schweigen am anderen Ende verriet ihr, dass sie einen wunden Punkt getroffen hatte.

»Ja«, gab ihre Mutter schließlich widerwillig zurück. Ihre Ablehnung war selbst in dem einen Wort deutlich zu hören.

Tina seufzte. Warum konnte sich ihre Familie nicht endlich damit abfinden, dass ihr Bruder schwul war? Und in einer glücklichen Beziehung lebte?

»Du musst mit ihm reden!«, wiederholte ihre Mutter. »Wenn nicht mal die eigenen Kinder kommen ...« Ihre Stimme wurde weinerlich.

Da Tina keine Lust auf endlose Diskussionen hatte, sagte sie: »Ich schaue bei ihm vorbei. Die beiden haben ohnehin noch eine Grillzange von uns.«

»Und sag ihm, er soll versuchen, seinem ... Freund klarzumachen, dass ...« Sie atmete hörbar aus. »Vergiss es. Sag ihm einfach, er soll mich anrufen.« Damit legte sie auf.

»Die Mama?«, fragte Stefan.

Tina schnitt eine Grimasse.

»Ist doch gar nicht Muttertag«, witzelte Stefan.

»Das wäre weniger Theater«, seufzte Tina. Sie steckte ihr Handy in die Tasche und programmierte das Navi. Dann lehnte sie ihren Kopf an die Kopfstütze und starrte aus dem Fenster, während Stefan sich durch den Verkehr kämpfte.

Dass ihr Bruder Matze schwul war, hatte ihre Mutter furchtbar schockiert. Als er es ihr in der zwölften Klasse eröffnet hatte, war sie sofort zu ihrem Pfarrer gerannt, um den nach einer Möglichkeit der »Heilung« für diese furchtbare Sünde zu fragen. Für sie als strenge Katholikin waren gleichgeschlechtliche Partnerschaften undenkbar, da konnten die anderen sagen, was sie wollten. Ein Mann musste eine Familie gründen und Kinder zeugen, basta. Das war der Sinn des Lebens, alles andere war widernatürlich. Auch Tina musste sich ständig Vorwürfe anhören, weil sie und Tom noch nicht geheiratet hatten.

»Wann wollt ihr denn endlich eine Familie werden?«, nervte ihre Mutter bei fast jedem Besuch. Als Tina ihr Tom vorgestellt hatte, war ihr nichts Besseres eingefallen, als ihn mit einem honigsüßen Lächeln zu bitten, sie »Mutti« zu nennen. Die Familie war das A und O, wer sich nicht an diesen Lebensentwurf hielt, wurde von ihrer Mutter als fehlgeleitet oder krank betrachtet.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und steckte die

kalten Hände in die Ärmel ihres Overalls. Wenn wenigstens ihr Vater eine Hilfe wäre! Allerdings versteckte der sich seit Jahren in seinem Hobbykeller, um Videos von sämtlichen Familienfesten und Kirchenpartys zu bearbeiten. Schon als Tina und Matze Kinder gewesen waren, hatte er nie Zeit für sie gehabt, war immer viel zu gestresst gewesen, um sich mit ihnen zu beschäftigen. Wäre ihr Opa nicht gewesen ...

Tina beendete die Grübelei und schaltete das Radio ein. Als sie zehn Minuten später am Schelmenwasen ankamen, war sie froh, alle Gedanken an ihre Familie im Auto zurückzulassen.

Sobald sie ausgestiegen waren, schlug ihnen der Gestank des Brandes entgegen. Das rot-weiße Absperrband flatterte im immer mehr auffrischenden Ostwind, der selbst durch den dicken Stoff des Overalls drang. Obwohl Tina ihr Fleece darunter anbehalten hatte, fröstelte sie. Die Häuser in der Umgebung waren allesamt älter, aber gut erhalten. Mittelklassewagen parkten auf der Straße, und die gepflegten Gärten mit dem zusammengerechten Laub ließen vermuten, dass man sich in dieser Gegend um sein Eigentum kümmerte. Alte Kastanien und Buchen warfen ihre Schatten auf die Straße.

Tom und Karlheinz hatten ihren Wagen bereits geparkt und überflogen einen Ausdruck, bei dem es sich vermutlich um das Protokoll der Zeugenbefragung handelte. Da die »normalen« Zeugenaussagen sich oft widersprachen, war das, was man von den sachkundigen Zeugen, nämlich den Feuerwehrleuten, erfuhr, meist weitaus wichtiger.

»Was habt ihr?«, fragte Tina, nachdem sie zu den beiden Brandermittlern getreten war.

Karlheinz schob die Lesebrille weiter nach unten und sagte: »Offenbar hat hier schon alles lichterloh gebrannt, als die Feuerwehr eingetroffen ist. Der Löschangriff ist hier«, er zeigte auf den Eingang, »und von hinten erfolgt. Die Haustür war verschlossen, zwei der Fenster im Erdgeschoss waren gekippt. Sie haben nur mit Wasser gelöscht und alles, was verbrannt ist, im Haus gelassen. Anscheinend hat es nach Cannabis gerochen, als sie ankamen.«

»Scheint ja doch, als wäre unsere Bitte angekommen, nicht immer alles besenrein zu hinterlassen«, witzelte Tom.

Tina setzte sich die Atemschutzmaske und den Helm auf. »Dann lasst uns mal reingehen. Vielleicht hatte die Besitzerin da drin eine Cannabisplantage und ihr sind die UV-Lampen durchgebrannt.«

»Wäre eine Möglichkeit«, gab Tom zurück. Er griff nach einem Akkuschauber. »Die Dame ist Künstlerin, da ist alles denkbar.«